

und zwar gerade die großkapitalistische Entwicklung der Wirtschaft fördert. Unsere alte Welt bedarf, wenn sie wieder zu Ordnung, Ruhe und Frieden gelangen soll, vor allem der sorgsamsten Sperre gegen nordamerikanische Ideen und Methoden, in der Politik nicht weniger als im Geschäftsleben, in dem gesellschaftlichen Aufbau nicht weniger als in den äußeren und inneren Lebensformen. In vorausschauender Weisheit hat die katholische Kirche den Amerikanismus aus der Theologie verbannt. Dagegen ist gerade die Amerikanisierung des preußisch-berlinerischen Deutschland in den letzten Jahrzehnten mit einer der unter der Oberfläche wirkenden Ursachen des Weltkrieges gewesen, wie auch sein tragisches Ende am meisten vom Sternenbanner bestimmt worden ist. Denn der alte brutale, unduldsame und egoistische Geist der Lehre Calvins ist dort noch immer lebendig. Jetzt will sich die Union um den Trümmerhaufen, in den mit durch ihre Schuld ein früher blühender Erdteil verwandelt worden ist, nicht weiter kümmern und sich in den großen und bequemen Schildkrötenpanzer der Monroe-Doktrin zurückziehen. Man strebe sie um des Himmels Willen nur ja nicht in diesem üblichen Beginnen, aber man Sorge dafür, daß auch uns Europäer ein ähnlich angrißsicheres Gehäuse umgebe. Aus dem Gleichgewicht der Mächte und ihrer Verbindungen, wie es der Berliner Kongreß umschrieben hatte, würde sich vielleicht mit der Zeit ein stabiler Friedensbau entwickelt haben, wäre allerorts der gute Wille dazu vorhanden gewesen. Nunmehr, da wir auf Ruinen stehen, heißt es vor allem die Balkanisierung Osteuropas, die das Jahr 1919 erzeugte, wieder unschädlich machen, und ein anderer Weg dazu ist nicht zu erblicken, als die Erneuerung der uralten österreichischen Idee, wie sie die habsburgische Monarchie verkörpert hatte. Dies führt auf unseren Ausgangspunkt zurück.

Bella gerant alii, tu felix Austria nube wurde im Zeitalter der großen Staats-, Wirtschafts-, Verkehrs- und Gesellschaftsneuerungen gespottet, welche das Mittelalter von der neuen Epoche der Welt schieben. Wie jede Satire birgt auch dieses Wort einen im Ausdruck übertriebenen und einseitigen, aber im Wesen doch wahren Kern: Österreich ist kein Produkt militärischer Eroberung und physischer Überwältigung gewesen, sondern ein im naturgemäßen Verlauf der Dinge zusammengewachsenes und nicht durch die Macht der Überwindung, sondern durch die eigenen Interessen und kulturellen Bedürfnisse der verbundenen Völker und Gebiete zusammengehaltenes Gebilde, das nur zerfällt werden konnte — wie ja auch eine Ehe nur geschieden werden kann — zum Schaden aller Beteiligten, zum Nachteil aller Nahestehenden. Von fremden listigen Verführern, den Nachkommen der alten Schlange beißt, wollten die Völker Österreichs vom Baume der Erkenntnis naschen, das ist, wie einst die Scharen beim babylonischen Turmbau, sich selbst bestimmen und auseinandergehen, und kaum ist das verschleierte Bild enthüllt, so erblicken sie die Wahrheit; die ihnen nicht erfreulich ist, daß sie ein Paradies verloren haben und auf der harten Erde im Schweiß ihres Anstresses sich mühen müssen, ohne die erträumte Glückseligkeit erhascht zu haben. Vielleicht verzeiht ihnen ein gütiges Geschick ihre Verirrung, führt sie wieder zusammen und verbindet die Versöhnten fester als früher. Aber Waffengewalt bedarf es nicht dazu, ja ihre Anwendung oder Drohung wäre verderblich. Die Lehre daraus ist klar: Ein künstliches Neüsterreich kann bei seinem Entstehen kein Produkt des Militarismus sein und es wird in seinem Bestande kein Träger des Militarismus sein können. Soweit es die Macht seiner Grenzen und der Schutz der inneren Ordnung verlangen, wird es zwar eine Heeresmacht haben müssen, aber keine nach dem Muster von Potsdam oder von dem Champ de Mars, sondern auserlesene und in sich wohl geordnete Truppen, wie sie sich einst der edle Ritter Prinz Eugenius schuf, groß nicht an Zahl, aber durch die Begeisterung, die in ihnen lebt, und

durch die Überlegenheit der zivilisatorischen Gedanken, in deren Dienst sie stehen, kein unerschwingliches Opfer für ihre Mitbürger, keine Bedrohung, sondern ein fester und sicherer Hort des europäischen Völkerfriedens und zugleich die berufenen Führer, nicht im Drill, sondern in der Erziehung der Jungmannschaft des Reiches, die Wegweiser für Disziplin und Gesittung im Bunde seiner Völker, das Vorbild der Hilfsbereitschaft in jeder gemeinen Not, der Enthaltensamkeit von Parteigehebe und politischem Gezänke des Tages, das Muster der Pflicht und Treue bis in den Tod, wie es an Ehren reich die alte Armee gewesen ist.

Erinnerungen.

Von Hermann Bahr.

IV.

In Linz, Herrenstraße 12, an der Ecke der Steingasse, wuchs ich auf; dem Lande Oberösterreich gehörte das Haus. Allzu statlich sah's nicht aus, in armer Zeit sparsam erbaut, ungeziert, nüchtern, so gewissermaßen inkognito dastehend, und nur allensfalls der Erker in der Mitte des ersten Stockes, den wir bewohnten, gab ihm, schmal und glatt angefaßt, doch einen gelinden Anschein bescheidener Würde. Dafür war sein Inneres aber von einem so glücklichen Raumgefühl beherrscht, von einem solchen Wohlklang aller Verhältnisse durchdrungen und jeder Winkel darin so geschickt, doch ganz unmerklich, ausgenützt, daß die Enge völlig überwunden, die heiterste Freiheit hergestellt, ja mit dem Raume fast noch Verschwendung getrieben schien. Man empfand das gleich beim Eintritt: auf der Stiege schon, die man, ohne das Gefühl, erst den Fuß zu heben, eigentlich mehr empor glitt als schritt; im Goethehause zu Weimar und auf manchen Treppen Otto Wagners wird man auch dieser beseligenden Erfahrung eines Steigens, von dem man gar nichts weiß, eines Steigens, das mehr ein Schweben scheint, teilhaftig. Meinen ersten Schritten ins Leben half diese Stiege leicht gemacht.

Hinter dem Hause war ein Gärtchen mit Obstbäumen, bis an die lange, hohe, gelbe Wand der Realschule. Vor uns hatten wir ein breites, überragendes, selber finsternes und uns verfinsternes Gebäude, das unserem östlich blickenden auch noch das bischen Morgensonne wegnahm, die Finanzprokurator. Unser größter Stolz aber war der Erker. In jenen genügsamen Zeiten kannte der Städter noch eigentlich kein schöneres Vergnügen als zum Fenster hinauszuschauen: man legte sich ins Fenster, auf den schneeweißen Polster gestützt, und lag so stundenlang und ließ die Stadt passieren, sehr aufgeregt, wenn einmal jemand schon um vier erschten, der von rechts wegen sonst doch erst um fünf vorüberging. Aber keinen besseren Posten hätte sich ein Linzer Lynkeus wünschen können als unseren die ganze Herrenstraße vom Landhause, das im Norden, bis zum Bischofshofe, der im Süden sie schließt, überblickend beherrschenden Erker: wie oft stand da mittags, wenn die Sitzung im Landesauschusse wieder einmal ungebührlich lange dauerte, die Mama voll hungriger Ungeduld, den Vater aus dem Tore des Landhauses treten zu sehen, daß die Suppe doch endlich aufgetragen werden konnte, sonst kamen die Buben zu spät in die Schule!

Das Linzer Landhaus ist um die Mitte des XVI. Jahrhunderts erbaut worden, davon hat sich in der Nordfront noch ein Renaissanceportal erhalten, von dessen unbemerkter Bedeutung meine guten Linzer erst durch Lübke verständigt werden mußten. Aber die unserem Erker zugekehrte Südfront war um 1800 abgebrannt: mit den Zügen dieser halb noch verpösten, halb schon vorbiedermerenden Zeit erstand sie wieder, baulich der unauffälligen, anspruchslosen Sachschönheit des um 1731 erbauten Bischofshofes nahe verwandt, die dann allmählich, noch etwas ernüchtert, den handfesten, redlichen, aufrichtigen Stil für das Linzer Bürgerhaus ergab.

der Klosterstraße, Harrachstraße, Domgasse, Pfarrgasse, der Spittelwiese, in der Altstadt, selbst auf dem Hauptplatz noch ist bis auf den heutigen Tag manches ehrwürdige Beispiel dieser in ihrer Strenge doch insgeheim irgendwie milder angehauchten, sichtlich belebten Bauart stehen geblieben, freilich halb verzagt in der Wildnis des seit den Siebzigerjahren von Wien her über die Länder wüthenden Ringelsteinfurors. Als ich kürzlich einmal wiederkam und die Welt mit entwöhnten Augen wieder sah, erfannt ich mich, dem schärferen Blicke des Fremden, erst, wie seltsam diese alten Linzer Häuser doch eigentlich ans alte Berlin erinnern, an das Berlin, das am Kupfergraben, selbst unter Linden zuweilen, gar aber hinter dem Opernhaus und Nationalgalerie noch wenigstens in der Luft liegt, das Berlin Lessings und Zellers, das freilich auch das Berlin Nicolais war, aber dann auch das Berlin Schinkels und Rahel und E. T. A. Hoffmanns wurde. Rahel und E. T. A. Hoffmann kann ich mir im Linz meiner Kindheit allerdings kaum denken, Nicolai dagegen sehr gut. Und auch Messel noch hätte sich herzlich dieser lieben Häuser erfreut, die, dem Jopse kaum entwachsen, vor leisen, klassischen Anfällen nicht ganz sicher, so resolut ihr braves Bürgerthum herzlich bekennen. Den Linzern selbst aber waren sie schon damals gar nicht recht. Denn wer in jener Zeit auf Bildung hielt, besaß sich der josephinischen Verleugnung, der josephinischen Verachtung des geschichtlichen Osterreich. Was wir selber hatten, galt schon eben darum nichts; alles Gute kam ja von draußen, wir mußten nur eilen, es einzubringen. Und wie schon, nach Goethes Wort, selbst große Menschen irgendwie doch mit ihrem Jahrhundert zusammenhängen, und sei's auch nur durch einen Irrthum, ist sogar Walbert Stifter für den sanften Reiz dieser gerade, zwar nicht den Höhen seiner Kunst, aber den Abhängen, den stillen Seitentälern seines eigenen Wesens benachbarten Linzner Häuser unempfindlich geblieben. Er schrieb 1859 gegen einen bitterbösen Aufsatz über den „Baustil von Linzer Häusern“, der sie „der vöbligsten Gedankenleere“, der „Kunstlosigkeit“, ja der „Unform“ beschuldigt, denn von allen Linien sei die gerade die „phantasielosste“, von allen Flächen die Ebene die „unkünstlerischste“ und „eben aus der geraden Linie und der kleinen Ebene sind in neuerer Zeit unsere Häuser zusammengestellt“, die er deshalb „Kisten“ hieß, über ihre „mageren Verzierungen“ und „die weißliche gelbliche, grauliche, grünliche, nichtsagende und kunstlose Färbung“, mit der man so oft Gebäude und ganze Gassen überzogen hat“, empört und von der „neuesten Zeit“ hoffend, daß sie „wie in anderen Kunstzweigen, so auch in diesem sich wieder aufrafft: das Wohnhaus will neuestens nicht bloß wieder ein Menschenbehältnis sein, sondern auch ein Schmuck und eine Schönheit an sich“. Und so preist er bewundernd ein Haus, das, ein paar Jahre vor meiner Geburt, ein paar Schritte von dem unsern, erbaut worden war. Er preist es, weil der Bauherr „zu diesem Hause trotz der Kleinheit der Fläche den gothischen, oder man sollte eigentlich sagen: deutschen Stil gewählt“, weil dazu „die ideale Baugestaltung des Siebels wieder, wenn auch nach unserer Meinung etwas zu schlichlern, hervorgesucht worden.“ Wir iss, wenn ich das les, als hört ich meinen guten Vater reden: ganz so pries er uns glücklich, als uns gegenüber jenes alle graue Haus der Finanzprokuratur, keine „Kiste“, sondern schon ein ganzer Kasten, nach ein paar Jahren fiel und dafür dort das neue Gymnasium entstand, in einer dramatischeren Ringelsteinrenaissance mit einer sinnlosen, rauberzehrenden Freitreppe, an deren Geländern wir Linzer so pries man in Salzburg später den schauerlichen Justizpalast. Immer, wenn eine Schönheit des alten Osterreich zerstört worden ist, geschah das unter dem Jubel der liberalen Bevölkerung.

Beschrieben hat Stifter jene Linzer Häuser ja ganz richtig: sie sind „Kisten“, wie dies auch das Mozarthaus in der Getreidegasse, wie rings seine Nachbarn „Kisten“ sind; und sie wollen auch gar nichts als „Menschenbehältnisse“ sein, keineswegs aber „ein Schmuck und eine Schönheit für sich“. Die mag ein Schloß für sich ansprechen, ein Herrenhaus, auch ein Bauernhaus, jeder Bau, der allein steht, den also, selbst wenn es seinem Herrn an Eigensinn fehlt, schon die Landschaft, in der, der Platz, an dem er steht, und sein Verhältnis zum Bach, zur Flur, zum Wald ganz besonders determinieren. Anders das Stadthaus, das gefellige, das in Reih und Glied steht, das also sich einzureihen, sich anzugliedern und nicht seinen eigenen Sinn, sondern daß es ein Teil ist, auszudrücken hat, ein mitwirkender, ausschmückender Teil der Gasse, dessen Schönheit von ihrer ausstrahlt. Der josephinische Bürger, meist ein eben erst die Generation vorher in die Stadt zugewanderter Bauernproß, für den die Stadt noch immer eigentlich nichts als ein multipliziertes Dorf, der unfähig ist, sich ein Haus anders als seinen gewohnten Bauernhof, den freilich ganz in sich ruhenden, auf sich angewiesenen, vorzustellen, kann die lateinische Schönheit der Einreihung und Unterordnung des Stadthauses in die Gassenfront nicht verstehen. Auch liegt das Bauernhaus offen da, ganz unmerklich geht es in den Vorgarten, in die Landschaft über, es hört eigentlich nirgends auf, es trennt sich nirgends scharf ab, während das Stadthaus ein deutlich abgegrenzter eigener Bezirk für sich ist: ein Verschluß und ein Versteck. Der Städter, bevor er auf die Gasse geht, zieht sich auch erst um, für die Gasse zieht er sich anders an, denn er ist selber, wenn er auf die Gasse geht, ein anderer als daheim. Einen Doppelsinn hat also das Stadthaus: es soll einen verbergen, soll in sichern vor den Blicken der anderen, soll eine trennende Wand ziehen zwischen ihm und den anderen, aber es soll ihnen zugleich auch kundtun, daß er einer von ihnen und gern, sobald er aus seinem Versteck hervor wieder unter sie tritt, mit ihnen auf ihre Art zu leben ihr Glück und Unglück zu teilen bereit ist. Daß er sich zugleich als ein ganz einziges, einmaliges, in seiner Eigenheit unersehtliches Exemplar der Menschheit, das eben in seiner unvergleichlichen Eigenheit eifersüchtig zu hüten sein Stolz, seine Pflicht, ja recht eigentlich der tiefste Sinn seines Lebens ist, aber doch auch, schon um dies zu können, einer Gemeinschaft verbunden, als ihren Diener, als „Bürger“ fühlt, diese merkwürdige Mischung bawarischen trotigen Bauerninstinkts mit einer, ihrer Herkunft nach römischen starken öffentlichen Gesinnung, vereinsamenden Mißtrauens mit geselliger Anbiederung, ergibt unseren zugleich daheim eigensinnig haustyrannischen, aber, sobald er sein Heim verläßt, sofort submissiven Stadtbürger und sein Wesen, eine skurril gedrängte Kürzung unserer ganzen Geschichte, hat sich doch eigentlich nie klarer, zuverlässlicher, herziger ausgedrückt als in jenen „Kisten“, die, so laut der „aufgeklärte“ Geschmack der „Gebildeten“ von ihnen abriet, dem angestammten Sinn des im Grunde ja gar nicht so gothischen, gar nicht gegliebellen Linzers innig behagten.

Am schönsten standen diese sieben Kisten damals noch auf dem Hauptplatz Spalter, wengleich nicht mehr ganz so schmal gedrängt, wie sie mir ein bunter Stich aus dem Jahre 1848 zeigt, den ich der Freundschaft Richard Beer-Hofmanns verdanke: mein unvergeßlicher Kolo Moser konnte sich gar nicht satt sehen daran, seine Passion fürs Schachbrett schwelgte da! Der Stich ist ein Andenken an „die Fahnenweihe der Nationalgarde zu Linz am 18. Juny 1848“: vor der alten Dreifaltigkeitssäule steht ein Altar, an den sich ein Gang ionischer Säulen mit schwarzrotgoldenen Fahnen schließt, von den martialischen Warden flankiert, deren aufgeschanzte Bajonette länger als ihre fußlosen Beine sind, wie denn der ehrsame Künstler dieses

Platts auch an den Vertikalen, deren Kasse mit den flatternden Schweifen ihren Insassen zu drohen scheinen, daß sie nächstens auch noch plattieren werden, seinen höchst unfeierlichen Übermut kaum zu bemerken weiß. Und nun gar aber, das Rathaus umgebend, die Garde der Häuser, der „Kissen“! Dreißtöckig fast alle, das Dach unsichtbar oder eben nur grad soviel vorgestreckt, daß ein Hauskappchen aufgesetzt scheint, die meisten mit drei Fenstern in jedem Stock, nur der Gasthof „zur Stadt Frankfurt“ erdreißel sich gar zu fünf, und die Fenster immer alle möglichst schmal, doch desto länger um die Weite, und ganz unverziert, ohne Sims (was hat man über Adolf Voos gezelet, als er wagte, das wie Böhl lobend es einmal nannte: „wimpernlose“ Fenster des österreichischen Bürgerstils wiederzubringen!), und jede dieser bald gelben, bald bläulichen, bald stahlgrauen, bald mattweißen, bald saßsalbenen „Kissen“, so sehr sie sich auf den ersten Blick alle durchaus zu gleichen scheinen, jede doch aber eine ganz ausgesprochene, höchst eigenstümliche, launische Persönlichkeit! Daß Eigenart, sieht sie nur tief genug, erst keinen äußeren Aufwand braucht, ja vielleicht gerade bei geringen Mitteln die größte Freiheit und Sicherheit des Ausdrucks hat, kann man hier mit Augen sehen: es sind bloß „Kissen“, ja!, doch jede mit einem unvergeßlichen Gesicht; und der um Ausdruck ringende Denker, Dichter, Künstler mag da nur dreist das Wort „unmittelbar“ wörtlich nehmen lernen!

Aber dieser Hauptplatz von Linz, der erst viel später auf den Namen Franz Josefs umgetauft worden ist, gehört, auch wenn ihn keine paradierende Nationalgarde schmückt, zum Schönsten, was ich kenne. Während sonst Plätze, nicht bloß die „Ringe“ slawischer, sondern auch die lateinischer Städte, was Kreisendes haben, selber geschlossen und auch wieder schließend, den ganzen Ort zugleich einschließend und abschließend, beschließend (was sich in Salzburg zum Beispiel so steigert, daß der barocke Platz der am Inn gelegenen Städte hier geradezu, schon ganz venezianisch, zum Saal wird und, wer etwa vom Tomafest durch den Dombogen hinten herum an der Post vorüber zum Mozart geht, in drei Minuten fünfmal immer wieder aus einem Saal in einen anderen Saal tritt), öffnet sich dieser Linzer Platz, er schleßt sich auf und scheint, sachte zum enteilenden Strom hinab sich senkend, nach den Bergen über dem anderen Ufer hin sich dehnend, die Welt umarmen zu wollen; dieser Platz faßt seine Stadt nicht bloß zusammen, er führt sie fort, über sie hinaus, es ist ein bewegender Platz, ins Weite will er, an den großen Strom hinab, der dem Sonnenaufgang entgegensürzt, zu den Bergen hinauf, wo schon die Rede der Menschen nördlich härter wird, weit, weit in die blauen Fernen hinaus — ich weiß auf Erden keinen anderen so weittragenden Platz von dieser ausweitenden Kraft! Und wenns gar bald der erste Wunsch des unruhig zu sich selber erwachenden Knaben ward, „zur Marine zu gehen“, so war „Marine“ ja nur das nächste Wort für die süße Qual der Wellensucht, die bis zum heiligen Tage noch auch in dem Entzagenden immer nicht ganz verstummen will. Dieser meiner unerlösten Wellensucht Lust und Leid hat mir der Linzer Hauptplatz eingegeben und wenn ich mirs aber dann genügen ließ, am Ende doch bloß ein Seefahrer im Geistigen zu werden, ein Seefahrer bloß am Schreibtisch, das wieder mag ich wohl dem stillenden, einfriedenden Bürgerinn jener lieben „Kissen“ zu danken haben!

Der reine Glockenton des Vaterhauses, der Erkerblick auf die gravitätische Bürgerlichkeit der leicht gebogenen Zeile vom Landhaus zum Bischofshof, der Sonntagsgang über den hellen, hinab und hinüber und hinaus lockenden, der weiten Welt offenen Platz, waren des bildsamen Kindes erstes, beglückt von allen Sinnen eingefogenes Erlebnis. Bald aber nahm der Vater den dicken Buben auch schon

auf den Freinberg mit, ungeduldig, ihm das Schöne zeigen: die, poetisch zu sprechen, „niemals genug zu schauen Aussicht“ vom sanften Hügel die grüne Flur hinab, die Silber Schlange des Stroms vorbei, nach gelb gelben Feldern, über glitzernde Turmkreuze, durch den Fernen zum blauen Wellenzug der Alpen empor, vom Schneeberg Haupt an Haupt bis an den Untersberg. Da konnte der Vater so kindisch in Seligkeit sein, daß der Bub oft ernst den Kopf übergeschüttelt hat.

Dieser Blick von mäßiger Höhe weit über wegtes Land hin zum Erhabenen am fernen Horizont mir, von klein auf gewohnt, ein Lebensbedürfnis geworden. Sein Haus baute, vor zwanzig Jahren, der Mann sich die Höhe von Sankt Veit, fast an der Tiergartenmauer, sich der Wiener Erzbischöfe Sommerresidenz und, kleine Kaiserstadt, mit dem grenzenlosen Blick in ungründliche Ferne. Und das Arenbergschloß zu Salzburg, in dem jetzt der einsam Alternde haust, liegt über die Stadt erhöht, so tret ich auf den Balkon, ihrer alten Kirchen edle Tür mir im Westen glänzen, im Osten aber ragt mein Berg: es ist immer wieder daselbe, nur jetzt etwas zusammengeschoben für den altersmüden Blick.

Zur Frage des Großgrundbesitzes.

Von Rechtsanwalt Dr. Richard Newald (Linz).

In einem mit „Die Vergesellschaftung; über den Betrieb“ überschriebenen Artikel, welchen das „Neue Reich“ in der Nummer 39 vom 27. Juni 1920 gebracht hat, der Verfasser, Herr Gustav Herkt, dem Kleinbetriebe in Landwirtschaft das Wort und verlangt eine „große Bodenreform“ zur Vermehrung solcher Betriebe. Unter „großzügigen Bodenreform“ versteht er nichts anderes, die Aufteilung des Großgrundbesitzes und die Schaffung von neuen Bauernstellen. Grund und Boden sei „nicht in einige Großgrundbesitzer erschaffen“; jedermann, der es wolle, solle seine Hufe Land bekommen, so viel, als er mit seiner Familie bestellen könne. Darlegungen solcher Art gegenüber sei folgendes betont: Im Hinblick auf die Interesse der Allgemeinheit kann die Frage, welchem Betrieb ob dem Großgrundbesitz oder dem Mittel- und Kleinbetriebe der Vorzug zu geben sei, nicht in allen Fällen und für alle Verhältnisse gleich beantwortet werden. Kleinbetrieb, Mittelbetrieb und Großbetrieb können, einander ergänzend, nebeneinander bestehen und müssen im Interesse der Allgemeinheit nebeneinander erhalten werden.

Gewisse Kulturen können nur in großen Betrieben gedeihen und können nur in Vereinen mit diesem Gedacht werden. Hierzu gehören insbesondere die Waldungen. In kleinen Gehölzen, wie dieselben beim Mittelbetriebe vorkommen, herrscht, wie allgemein bekannt ist, ein regelloser Betrieb, das heißt, es wird in ungeordneter Weise entnommen, wie man es eben braucht. Selbst wenn der Besitzer eines kleinen Waldes eine geordnete Forstwirtschaft einführen wollte, würde ihn die Naturgewalt an der wirklichen seiner Absicht hindern, da jeder Windstoß eine rationelle Bewirtschaftung eines kleinen Gehölzes auf zehnte unmöglich machen muß. Eine geordnete Forstwirtschaft nämlich eine in periodisch oder jährlich gleichen Abständen erfolgende Holznutzung mit einer geregelten Anpflanzung ist nur bei größeren Forsten möglich, je größer der Forst ist, desto leichter läßt sich ein Wirtschaftplan zur Durchführung bringen.

*) Die Schriftleitung veröffentlicht diese Darlegungen mit Beifügen, daß die katholische Volkswirtschaftslehre zu den Ergebnissen, aber unter teilweise anderer Begründung kommt.